Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 69 (1989)
Heft: 9

Buchbesprechung: Das Buch
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Grossvaters Memoiren

Zu Max Frisch: «Schweiz ohne Armee? Ein Palaver»

Was Max Frisch mit diesem Buch zur Abstimmung über eine Schweiz ohne Armee meint, ist nicht ganz eindeutig [1]. Die Armee, sagt der Grossvater zu seinem Enkel, der den Vorschlag für die Offiziersschule in der Tasche hat, lässt sich nicht abschaffen. Und auf die Frage, wozu denn überhaupt noch abgestimmt werden müsse, erhält der Enkel vom Grossvater die Antwort, das bestärke uns in dem Gefühl, was die Armee verteidige, sei eben eine Demokratie. (Es muss aber, wie die Bundesverfassung vorschreibt, über eine Initiative entschieden werden.) Die Ankündigung, dass die Wechselrede zwischen dem Studenten und dem alten Mann auf die Bühne kommen soll, in der Originalversion und in der französischen Übersetzung beide Male von Benno Besson inszeniert, ist nur dann irritierend, wenn man darin eine ins Theater verlagerte Abstimmungsveranstaltung sehen will. Was Frisch geschrieben hat, ist aber eine abendliche Szene, nämlich der Besuch des Enkels beim Grossvater, das Gespräch der beiden beim Kaminfeuer und beim Wein. Gewidmet ist der Text Denis Diderot und Ulrich Bräker *«in Dankbarkeit»,* und wenn auch die szenischen Möglichkeiten des *«Palavers»,* wie das kleine Werk im Untertitel genannt ist, äusserst karg sind und sich im Grunde auf minime Variationen über den rauchenden Kamin oder auf Rituale der Weintrinker beschränken, so ist doch unverkennbar, dass der Dialog fürs Theater geschrieben sein könnte. Die zwei Personen, die ihn führen, reden aus der konkret gegebenen Situation heraus. Indem sie Ansichten, Fragen und Antworten austauschen, gewinnen sie als Figuren eines szenischen Moments Profil: der Alte vorsichtig und listig zugleich, argwöhnisch, desillusioniert, resigniert; der Junge höflich, verehrungsvoll, um besseres Verständnis dessen bemüht, was der Grossvater über Jahrzehnte hin auch in der Öffentlichkeit verfochten hat. Jonas wundert sich nicht wenig, wie wichtig der Streit sowohl dem Alten wie seinen Gegnern offenbar immer noch ist. Grossvater und Enkel sind sich beide herzlich zugetan. Es ist eine Zuneigung über Generationen und Epochen hinweg.

Aber eine reine szenische Fiktion ist das *«Palaver»* dennoch nicht. Denn dieser Grossvater hat 1974 das *«Dienstbüchlein»* geschrieben, das bei Suhrkamp erschienen ist. Daraus liest der Enkel vor. Der Grossvater bittet, er möge nicht weiterlesen. Ob er denn seine Literatur widerrufe, fragt der Enkel darauf. Das kann er ja wohl nicht, der berühmte und verehrte Max Frisch; aber er kann relativieren, er kann ablenken, und er kann schliesslich dem Enkel das Taschenbuch aus der Hand nehmen und die Stellen daraus zitieren, die ihm jetzt wichtig sind: die Notiz über die Rede von Bundespräsident Pilez-Golaz 1940 im Juni, die Notiz über den Bundesrat von Steiger, der erklärt hat, dass *«das Boot voll»* sei, die

Notiz über Edda Ciano, der zwar das Asyl verweigert wurde, die aber trotzdem bis nach dem Krieg in der Schweiz bleiben durfte. Ausserdem hat Max Frisch ein *«Glossar»* zum *«Palaver»* geschrieben, 27 Anmerkungen, auf die im Text durch Nummern verwiesen wird. Darin zitiert er sich gleich noch einmal selbst, indem er einen grösseren Abschnitt seiner Rede von 1976 in der Paulskirche von Frankfurt abdruckt. Im ganzen sind die Anmerkungen im Glossar wohl gedacht als Belege für das, was im Kamingespräch von Grossvater und Enkel verhandelt und ab und zu behauptet wird. Aber im Dialog sind Behauptungen, auch wenn sie entschieden geäussert werden wie zum Beispiel die, *«unsere»* Armee sei *«ihre»* Armee, nämlich *«eine Leibgarde der Bourgeoisie»* und also zum *«Einsatz im Innern»* unterhalten, eben Ansichten eines alten Mannes. Jonas, der Enkel, sagt dazu: *«Das ist Quatsch, Grossvater, entschuldige»,* und er kann sich diesen Ton leisten, weil beide Gesprächspartner ein Spiel wie zum Plausch spielen. Um Rechthaberei geht es am allerwenigsten, schon eher um eine Offenheit, die grundsätzlich keine Ansicht von vornherein für unmöglich und ausgeschlossen hält.

Ganz genau stimmt das zwar nicht. Die Zweifel, die der Grossvater und der Enkel unter dem Eindruck der Dokumentation der *«International Physicians Association of Prevention of Nuclear War»* am Sinn unserer — oder also *«ihrer»* — Armee haben, fallen natürlich stärker ins Gewicht, wenn die Argumente, die *für* diese Armee sprechen, möglichst schwach erscheinen. *«Manchmal weiss ich nicht, ob du im Ernst redest, Grossvater, oder ob du meinst, dass du einen Witz machst . . .»* Das sagt der Enkel, wenn ihm der Alte aufzählt, warum die Schweiz eine Armee brauche. Ironie und — leider auch — Argumente, die nachgerade ins Museum gehören, sind ganz gewiss nicht auf der Höhe der hier zu verhandelnden Frage. Aber in den Stil, in die Tonlage des *«Palavers»* passen sie bestens. Ich glaube, der Text ist — rein literarisch betrachtet — in seiner Struktur, im Wechsel von Fragen und Antworten, von lakonischen Zwischenbemerkungen und längeren Ausführungen, auch in der Montage und Kommentierung von Zitaten aus dem *«Dienstbüchlein»,* ein souverän durchgeführtes, kohärentes kleines Kunstwerk. Als Sachbuch oder als Abhandlung zur Armeeabschaffungsinitiative dürfte es weniger überzeugen. Ich meine damit nicht, dass es den vermutlichen Ausgang der Abstimmung vorwegnimmt und also davon ausgeht, die Initiative werde verworfen; auch nicht die wiederholten Anspielungen des Grossvaters dem Enkel gegenüber darauf, dass unsere direkte Demokratie in Wahrheit eine Scheindemokratie sei. Man kann das verstehen als die List des kritischen Schriftstellers, aber man kommt nicht darum herum, darin so etwas wie Hoffnungslosigkeit zu erkennen. Trotz «Demokratiespiel», trotz Initiativrecht und Volksentscheid — so scheint er zu sagen — bleibt natürlich alles beim alten. Die Armee ist Folklore, wir brauchen sie schliesslich — wie er ironisch bemerkt — als *«Schule des Lebens»* und *«Schule des Mannes»,* als das eben, was dieses Land *«ohne Glauben an eine geschichtliche Aufgabe»* letztlich wenigstens als *«Brauchtum»* zusammenhält.

Und doch kommt er von seinen Erinnerungen nicht los. Wenn ihm der Enkel vorliest, was er im *«Dienstbüchlein»* über den *«rechten Schweizer»*

geschrieben hat (Jonas findet es *«lässig»*), sagt der Grossvater, es gebe ein Büchlein, das noch rührender sei, verfasst vor fünfzig Jahren. Er meint, ohne den Titel freilich zu nennen, *«Blätter aus dem Brotsack»*. Er kommt auf den Rütlirapport, auf das Reduit, ja er kommt zurück auf den Generalstreik 1918 und die Rolle der Armee, auf *«Veteranen-Geschichten»*, wie er es selbst nennt. Und der Junge doppelt nach: *«Grossvater, das sind Memoiren!»* Und kurze Zeit darauf sagt er lachend: *«Ihr mit eurer Schweiz! — Mich interessiert Informatik.»* Den Jungen nervt die Fixierung auf Fragen, die ihm so wichtig gar nicht scheinen. Es nervt ihn auch der Patriotismus jeglicher Observanz, ausdrücklich auch der des Grossvaters. Er gehört einer anderen Generation, einer anderen Epoche an. Max Frisch benützt den Dialog mit dem Enkel dazu, einmal mehr seine kritischen Anmerkungen anzubringen zum Dienstbetrieb, zur Verflechtung von Wirtschaft und Armee, zum Feindbild, das den Armeespitzen fehle, nachdem Gorbatschow die Abrüstung ausgerufen habe. Abgesehen von dieser Neuigkeit, die aber nur eine Variation des Feindbild-Topos darstellt, ist nichts an diesem Disput neu. Es gab ihn schon vor einem halben Jahrhundert, gemässigt allerdings durch die Tatsache, dass die Bedrohung damals nicht eine aus «Verteidigungsneurose» entstandene Wahnvorstellung war. Das ist lange her, und auch Max Frisch hat seit den «Blättern aus dem Brotsack», die er jetzt «rührend» findet, über das «Dienstbüchlein» bis hin zu dem vorliegenden «Palaver» einen gewissermassen historischen Wandel durchlaufen. Um so merkwürdiger wirken die stereotypen Konstanten seiner Kritik, für die er den Generalstreik, die Anpasser, die Flüchtlingspolitik im Weltkrieg und andere Fakten zur Bekräftigung anführt, über die längst im Detail erarbeitete Darstellungen von Fachhistorikern vorliegen. Darin sind dann meist auch das Umfeld, die politische Lage und Konstellation beschrieben, aus der heraus zu verstehen und auch zu beurteilen ist, was zur Diskussion steht. Nicht nur bei Max Frisch, auch bei einigen seiner jüngeren Kollegen entsteht bei der Lektüre ihrer Gesellschaftskritik der Eindruck, sie seien der festen Überzeugung, an der Schweiz sei die Zeit vorbeigegangen, ohne auch nur die geringsten Spuren zu hinterlassen. Die kritische Literatur unseres Landes ist monoton, und sie attackiert erst noch ein veraltetes Bild der Schweiz. Das Motto dazu erfanden vor kurzem erst die Schriftsteller, die an den Schweizer Literaturtagen in Marburg teilgenommen haben, und wenn sie es nicht erfunden haben, so akzeptierten sie es widerspruchslos und machten sich munter daran, im Sinne dieses Mottos zu reden, das lautet: *«Geschichten aus einem ereignislosen Land»*[2]. Nur einer der Teilnehmer, kein Schriftsteller, sondern ein Verleger, nannte dieses Etikett eine Frechheit, womit er zweifellos recht hatte.

Ich will nicht geradezu sagen, es handle sich um ein Feindbild, gegen das kritische Pfeile abgeschossen werden; aber die Schweiz, gegen die sie gerichtet sind, hat etwas Attrappenhaftes und gleicht kaum ihrer gegenwärtigen Verfassung, — von der man im übrigen nicht etwa sagen könnte, dass sie besonders gut sei. Max Frisch wird man ja zubilligen, dass er im *«Palaver»* Memoiren redet. Die jüngeren und jüngsten Autoren sollten sich vielleicht eher ein Beispiel nehmen an seinem Enkel. Der nämlich vertraut auf die

eigenen Erfahrungen und auf das, was er als aufgeweckter junger Mann sieht und lernt. Er interessiert sich für Informatik und schliesst nicht aus, Leutnant zu werden. Warum eigentlich nicht?

Anton Krättli

[1] Max Frisch: Schweiz ohne Armee? Ein Palaver. Limmat Verlag, Zürich 1989. — [2] Hrsg. von Wilhelm Solms: Geschichten aus einem ereignislosen Land. Schweizer Literaturtage in Marburg. Dr. Wolfram Hitzeroth Verlag, Marburg 1989.

Die Quadratur des Zirkels

Maja Beutler: «Das Bildnis der Doña Quichotte»[1]

«Verwinsle dein Leben nicht» — der Satz aus den Briefen der Rahel Varnhagen will mir nicht aus dem Kopf, seit ich ihn, erstmals, von Maja Beutler hörte. Sie bezog ihn damals durchaus nicht auf ihr neues Buch, und doch scheint er mir je länger desto unabweislicher dazuzugehören. Eine ganz und gar unsentimentale, leicht ironische Tapferkeit bestimmt die Lebensluft, in der sich die Figuren bewegen. *«Nicht schlappmachen»,* sagt sich (in der Erzählung *«Zweisamkeit»)* eine Frau, die ihren letzten Lebensabschnitt ohne ihren Gefährten bewältigen muss, und nicht anders lautet, sie weiss es, die Devise ihres kleinen Enkels, der, heimwehkrank, den Tag bei ihr zubringt.

«Unser lieber Willy Egger ist heute nacht in die Herrlichkeit des Herrn eingegangen» schreibt die gleiche alte Frau auf die Todesanzeige, zum Erstaunen, ja Entsetzen der Angehörigen. Vermutlich könnte sie selber nicht erklären, was sie zu diesem befremdlich pathetischen Satz treibt, aber sie weiss, dass er richtig ist. Die Wahrheit des Verstorbenen, der kein Kirchgänger war, soll endlich ans Tageslicht und nicht mit den biederen Formeln (*«herzlich geliebt»* und *«treubesorgt»)* verfälscht werden. Nein, so zu einem Nichts schrumpfen, so ins Mittelmässige verblassen darf nicht, was einmal gewaltig und gross war (gross auch in kleinbürgerlichen Verhältnissen), das Leiden, die Liebe, die Trennung.

Es ist etwas in diesen Geschichten, das jedes Mittelmass sprengt, und es scheint mir wichtig, das am Anfang zu betonen, mit Beispielen zu belegen. Denn mit dem Inhaltlichen zu beginnen und, beispielsweise, festzustellen, Maja Beutler schreibe Geschichten aus der Perspektive einer Frau, häufig über die Beziehung zwischen Mann und Frau, und immer vor einem bürgerlichen Hintergrund, das würde im Leser jene falschen Erwartungen wecken, die von der alten «Frauenliteratur» lange genährt und von der neuen nicht aufgehoben worden sind: die Vorstellung von kleinen Dimensionen, mittleren Temperaturen. Davon findet sich bei Maja Beutler nichts.

Dass die Zeit alle Wunden heilt, der tiefste Schmerz und das grösste Gefühl vergehen, dass wir uns anpassen und arrangieren, das eben ist die entsetzliche Prophezeiung, mit der die *«Heruntergekommene Kassandra»* in der gleichnamigen Erzählung unsere Lei-

chenmähler belastet. Es ist gewissermassen ihre «private» Wahrheit; sie hat auch eine öffentliche, und diese verkörpert sie selber. Schick und angepasst, wie wir alle, *«verheiratet mit Krethi und Plethi»,* hat sie immer die Wahrheit auf der Zunge, die Warnung vor dem Untergang und die Angst davor im Mund. Aber eben nur auf der Zunge und im Mund, wie wir alle.

«Die heruntergekommene Kassandra» ist einer der politischen Texte des Bandes, ein witziger und trauriger. Es scheint mir wichtig, dass es bei Maja Beutler solche Geschichten gibt und dass das Politische nicht nur im Privaten versteckt wird. Auch die Erzählung *«Das andere Land»* ist ein politischer Text, und der am eindeutigsten feministische des Bandes dazu, falls man mit solchen Kategorien arbeiten will: über die Macht der Frauen, das Harte nicht nur aufzubrechen, sondern recht eigentlich zu zersetzen, und, vor allem, über ihre Solidarität. Surreal, ironisch und leicht utopisch, entwirft dieser Text tatsächlich ein *«anderes Land»,* eine unterirdische, das heisst in durchlässig gewordenen Betonwänden angesiedelte Welt der Frauen. Und für diese wie für alle anderen Geschichten gilt: sie hat ihre eigene Tonlage, ihr eigenes Gelingen. Das schliesst die Zusammengehörigkeit der Texte, die Verwandtschaft der Figuren nicht aus!

Auffallend zum Beispiel, dass die weiblichen Figuren bei Maja Beutler nie als isolierte Wesen gesehen und dargestellt werden, sondern primär immer in ihrem Bezug zu anderen Menschen, zum Ehepartner, zur Familie, zu den Kindern, zu anderen Frauen. «Am Anfang war die Beziehung», fühlt man sich versucht zu sagen. Denn der Ausgangspunkt der Erzählungen ist nicht das autonome Ich (das vermutlich eine Erfindung des abendländischen Mannes ist), sondern es sind Menschen, die sich von anderen abhängig und für sie verantwortlich fühlen und sich aus Abhängigkeit und Verantwortung nie lösen können, es vielleicht auch nie ganz wollen. Nur dass der Wunsch nach einem eigenen und einem unabhängigen Leben wohl desto mächtiger wird, je stärker man oder frau Bindungen und Verantwortungen kennt. Geht es in den Erzählungen von Maja Beutler vielleicht um jene Quadratur des Zirkels, die wir ewig suchen (Frauen wohl dringender, inständiger als Männer): die Verbindung von Liebe und Unabhängigkeit, von *«Einssein», «Zu Hause sein»* (wie eine der Figuren sagt) mit Autonomie?

Es ist das untergründige Thema der Titelgeschichte, die, von ungewöhnlichem Format (fast ein kleiner Roman), ein meisterhafter Text geworden ist. Als eine «Frauengeschichte» scheint sie angelegt — und doch geht, wer sie so liest, am Wesentlichen vorbei. Anna, die Mutter lebhafter Zwillinge, keineswegs unglücklich verheiratet, beginnt, kaum sind die Kinder aus dem Gröbsten heraus, wieder mit Malen, versucht sich — gegen die Ansprüche der Familie, gegen das eigene Gewissen, gegen den Selbstzweifel und die Erinnerung an das Verdikt eines früheren Lehrers — an der erwähnten Quadratur des Zirkels. Die Geschichte so zu erzählen, ist nicht einfach falsch, und doch schief. Was geschieht — so heisst die Grundfrage —, was geschieht mit einer künstlerischen Begabung, mit einer künstlerischen Art, in der Welt zu sein, mit der Besessenheit, das *«Gesicht hinter dem Gesicht»* zu sehen, wenn sie in einer weiblichen Biographie ausgelebt und verwirklicht werden sollen? *«Who shall measure the heat and violence of a poet's*

heart when caught and tangled in a woman's body?» — ein Satz von Virginia Woolf, durch den die Geschichte den richtigen Akzent erhält. Denn es ist eine Künstlergeschichte mehr als eine Frauengeschichte, und das Suchen nach einem eigenen Weg, die Hartnäkkigkeit, die sich in handwerkliche Versuche, in viele zeitaufwendige Experimente umsetzt, und der ewige Selbstzweifel sind nicht weniger eindringlich dargestellt als das Hin und Her zwischen Arbeit und Familie. Selbstzweifel und Schuldgefühle, übrigens: ein dämonisches Zwillingspaar nicht nur in dieser weiblichen Biographie.

Aber auch Anna gehört zu den Figuren, die ihr Leben nicht verwinseln. Sie begegnet ihren Gegnern schliesslich mit Trotz, Wut, Stolz — und auch mit einem leisen, einem hoffentlich erstarkenden Lachen. Ironie und Selbstironie — wirksame Waffen, wichtige Stilmittel im Werk von Maja Beutler.

Nicht nur die Familie, sondern auch der Kunstbetrieb ist ja Hindernis in der Künstlerbiographie der *«Doña Quichotte.»* Wo dieser Betrieb ins Spiel kommt, gewinnt die Erzählung eine neue, und wohl entscheidende Dimension. Die Begegnung Annas mit jenen, die im lokalen Kunstbetrieb das Sagen haben, aber vor lauter Eitelkeit weder Augen zu sehen, noch Ohren zu hören, wohl aber Hände zu stehlen, gerät zu einer perfekten Satire. Darauf folgt der Absturz, und es folgt etwas wie eine Farce, wenn der Ehemann, der kein Bösewicht ist, Anna ins Kunstgewerbe schiebt, sie dort unvermutet reüssiert und als *«Puppen-Poetin»* sogar in den Bereich der «echten» Kunst hinüberreicht.

Aber auch das ist nicht der Schluss. In einem Finale, das nach Scheitern und Selbstverrat aussieht, hebt die Künstlerin noch einmal den Kopf, und sie senkt ihn nicht mehr. Man muss sich die Marionetten, mit denen sie die Käufer geradezu verhext, nur vorstellen: das sind eher Dämonen als Geschenkartikel für den Weihnachtstisch. Maja Beutler zeigt die Wendung, wie immer, präzis; als Anna glaubt, *«verspielt»* zu haben, da fängt sie unversehens an zu *«spielen»*. Zwischen den beiden Wörtern liegen Welten; das Spiel, zu dem Anna findet, ist nicht Regression, oder höchstens insofern, als das kindliche Spiel die Vor- und Urform jenes Spiels ist, das wesentlich zum künstlerischen Schaffen gehört. Ist dieses Spiel vielleicht nur mehr möglich, falls eine oder einer sich ausserhalb des Kunstbetriebs stellt? Dessen Vertreter übrigens kriegt von Anna einen Pfau geschenkt.

Bleibt der Titel des Buches und der wichtigsten Erzählung zu bedenken: dieses stolze, hintergründige *«Doña Quichotte.»* Auch das Ur- und Vorbild, Don Quichotte ist ja, sieht man von Spezialisten und den letzten Humanisten ab, in unserem Bewusstsein eine heruntergekommene Figur geworden, wie Kassandra, reduziert auf die Narrenrolle dessen, der gegen Windmühlen kämpft. Erst vor kurzem aber hat Milan Kundera (in *«Die Kunst des Romans»)* nachdrücklich daran erinnert, wie wichtig gerade dieser grossartige Narr für die Anfänge des europäischen Romans ist: als eine der ersten Figuren, in denen die *«furchtbare Ambiguität»* des Lebens zum Ausdruck kommt, die Vieldeutigkeit einer Welt, die ohne eine einzige göttliche Wahrheit auskommen muss.

Jetzt also hat Don Quichotte eine weibliche Variante erhalten, — keine harmlose, und nicht weniger vieldeutig

als er. Anna kommt zu dieser Figur ohne Reflexion, durch Arbeit! Unter ihren Händen wird aus einer gepanzerten Madonna eine Jeanne d'Arc, die ihr Herz auf einem Zwiebelbrett in die Schlacht trägt, und dann eben, endgültig, die Doña Quichotte. Deren Gesicht aber ist ein Wickelkind, seine Fäuste ihre Augen.

Dass diese Augen sehen können, trotz der Kinderfäuste oder mit ihnen, das beweist die Puppen-Poetin mit ihren Kreationen, und die Autorin, Seite um Seite, in ihrem Buch.

Elsbeth Pulver

[1] Maja Beutler, Das Bildnis der Doña Quichotte. Nagel und Kimche, Zürich 1989.

Les Cerises noires

Ein Roman von Henri Debluë

Man ist versucht, den Roman *«Les Cerises noires»* von Henri Debluë als Vermächtnis des Autors zu betrachten, denn er erschien kurz vor dessen Tod im Oktober 1988 und erweckt den Eindruck, er vermittle ein Höchstmass von Erfahrungen, Reflexionen, ja Bekenntnissen des welschen Romanciers und Bühnenautors, der 1924 in Montreux geboren wurde[1]. Das Werk ist eine grossangelegte Freske der gesellschaftlichen Strukturen des Waadtlandes der letzten Jahrzehnte und ist so reich an Handlungen und Personen, dass man vorerst gar nicht inne wird, dass es eigentlich eine Totenklage ist, in dem der alternde Held Roland Bocion Abschied nimmt von zahlreichen Personen, die seinem Leben Sinn und Inhalt gegeben hatten.

Der Roman weist eine sehr originelle Kompositionstechnik auf. Er besteht aus freien Rückblenden, die immer weiter ausholen, sich verflechten und allmählich ein abgerundetes Lebensbild des Helden entstehen lassen. Die zahlreichen Schicksale, die mit dem seinen verwoben sind und in das Werk eingearbeitet werden, ergeben das Bild einer vielschichtigen Welt, die durch den Helden, der gelegentlich unvermittelt in der ersten Person spricht, eine verbindende Mitte finden. Er versucht, die verlorene Zeit im Labyrinth des Bewusstseins widerzuspiegeln und gleichnishaft zu vertiefen. So reflektiert er seine Lehrzeit als Typograph in der politisch bewegten Zeit des Zweiten Weltkriegs, die Schulzeit in Montreux, später die Zugehörigkeit zu einem Kreis von gesellschaftskritischen Intellektuellen, für die er als Vertreter der Arbeiterklasse den Anstrich des Exotischen hat. Unter dem Einfluss der neuen Freunde wird er zum Dienstverweigerer und hat in der Strafanstalt Bochuz im Berner Seeland eine realistisch geschilderte Inhaftierung zu verbüssen. Dass Justizfragen Debluë schon immer beschäftigten, bewies bereits sein erstes Stück *«Force de loi»* (1959), das eine der letzten Hinrichtungen in der Schweiz zum Inhalt hatte.

Eine zentrale Stelle nehmen die Erinnerungen von Roland Bocion an die Ferien in der Familie seiner Mutter

ein, die in Sutz, am südöstlichen Ende des Bielersees, ein Bauerngut bewirtschaftet. Die Gefährdung einzelner Familienglieder nimmt die Gefährdung ihres Lebensraums voraus. Die Zerstörung der vertrauten, liebgewordenen Welt, gesellschaftlicher Umbruch, der Abbruch alter Quartiere wird zu einem immer bedrohlicheren Thema. Bestürzt nimmt Roland zur Kenntnis, dass das Paradies seiner Kindheit am Bielersee nicht mehr existiert, die Schilfufer sind weg, die Kirschbäume verstümmelt.

Bei aller Vielschichtigkeit vermag Debluë seinem Roman durch die Allgegenwart des Sees eine geschlossene Einheit zu verleihen. Montreux, Morges, Yverdon sind wichtige Stationen des Helden, dessen Namen an François-Louis Bocion erinnert, einen Maler prächtiger Genferseelandschaften des letzten Jahrhunderts. Das Wasser unterstreicht das oneirische Element des Buches, das durch die Technik der oft übergangslosen Überlagerungen der Erinnerungen erzeugt wird. Die nicht lineare, eher wellenförmige Vorwärtsbewegung erweckt den Eindruck eines schwermütigen Gleitens durch die Zeit hin bis zur Jetztzeit, die ihrerseits vom Schmerz um Verlorenes erodiert wird.

Es gelingt Debluë, die Intensität des erlebten Augenblicks durch seine verhaltene Sprache aufs äusserste zu steigern. Das Beklemmende, Berauschende oder Aufrüttelnde wird oft nur angetönt, elliptisch verkürzt wiedergegeben, was die Aussage zwingender und unausweichlicher erscheinen lässt. Ein Beispiel für Debluës Kunst sprachlicher Gestaltung ist z. B. die Darstellung der Beziehung zwischen Roland und seinem Vater.

Das Werk ist aber zugleich auch ein Zeugnis echter Mitmenschlichkeit und des Respekts vor dem andern. Es ist Ausdruck von Trauer, weist aber über das tragische Verhängnis hinaus den Weg nach einer möglichen Versöhnung mit sich selbst.

Marianne Ghirelli

[1] Henri Debluë, Les Cerises noires, Edition 24 Heures, Lausanne 1988.

Faszination der Geschichte:

Des nebenamtlichen Historikers Peter Metz spannende Geschichte des Kantons Graubünden [1]

Wenn sich das Wort von der Faszination der Geschichte zur Kennzeichnung eines Geschichtswerks aufdrängt, so tut es das ganz gewiss für die *«Geschichte des Kantons Graubünden»,* deren Erster Band der Calven Verlag Chur, unterstützt von einer langen Reihe öffentlicher und privater Institutionen, im Frühsommer herausgebracht hat. Dieser Band I, der das Geschehen zwischen 1798 und 1848, also im unmittelbaren Vorfeld der Gründung unseres Bundesstaates, in den aufregenden Zeiten der Helvetik, Mediation, Restauration, Regeneration und Reaktion, zur Darstellung bringt, umfasst 650 grossformatige Buchseiten. Ihm sollen die bereits weit gediehenen Bände II

(1848—1914) und III (seit 1914), jeder nochmals rund 700 Seiten stark, im Frühjahr 1991 und 1992 folgen.

Was kann ihren Verfasser, den in Bündens Kantonshauptstadt den Beruf eines Rechtsanwaltes und Notars ausübenden Dr. iur. Peter Metz, veranlasst haben, sich auf so ein Vorhaben einzulassen und ihm nach der Freizeit der aktiven Berufsjahre nun auch noch den sogenannten Ruhestand (Metz hat den Jahrgang 1913) zu opfern, wenn nicht eben besagte Faszination, zu der schon der ius-Student als Besucher historischer Vorlesungen geneigt, und welcher ein von jung auf publizistisch tätig gewesener, seit Jahrzehnten schon mit der Betreuung des heimatlichen kulturellen Periodikums befasster «Jahrbuch»-Redaktor nun vollends erlegen ist. Und eben dieses Engagement versteht Metz als sich journalistischer Erfahrung gewandt bedienender Autor auch auf seinen Leser zu übertragen. Selbst wer sich angesichts des angekündeten Umfangs nur mit etwelchem Zögern an die Lektüre des neuen Geschichtswerkes macht, muss sich bald von den spannend vor ihm ausgebreiteten Fakten gefesselt bekennen.

Dabei scheint es nicht ohne Reiz, zu erfahren, dass bei Inangriffnahme der Arbeit nur der dem Juristen naheliegende Plan bestanden hatte, eine Rechts- und Verfassungsgeschichte des 1854 zum Einheitsstaat umgestalteten Kantons Graubünden zu schreiben. Je tiefer aber dieses Thema ausgeschöpft wurde, desto klarer ist seinem Bearbeiter geworden, dass es mit dem fachlich eingegrenzten Aufgabenkreis nicht sein Bewenden haben konnte. Um jenen Umgestaltungsprozess verständlich zu machen, musste die Darstellung auf den Untergang des alten Freistaates der «Drei Bünde» und dessen Umwelt ausgeweitet werden. So ist eben aus dem beschränkten Vorhaben einer Verfassungsgeschichte eine Zeitgeschichte geworden, die am Schicksal eines eigenwilligen Standes das Werden unseres Bundesstaates in aller Lebendigkeit aufzeigt, ja angesichts der heutigen Umtriebe auf übernationale Zusammenschlüsse hin sogar zu allerhand aktuellen Überlegungen anregen mag.

Aber übersteigt es nicht die Möglichkeiten selbst eines von der Historie Besessenen, einen so grossangelegten Plan gewissermassen im nebenamtlichen Alleingang auszuführen? — Selbstverständlich käme es schlicht einer Überforderung gleich, wenn man vom Verfasser erwarten wollte, dass er den ganzen Weg zurück bis zu den Quellen allein bewältigt hätte. Metz hat sich neben Originaldokumenten in reichem Masse auch bereits von dritter Seite schon erarbeiteter Darstellungen der einschlägigen Ereignisse bedient, ohne dass deswegen dem Leser zugemutet würde — und das ist wohl eines der Geheimnisse der packenden Wiedergabe —, in dem solchen Anlagen gewöhnlich beigefügten Irrgarten von Zitaten sich zurechtzufinden. Womit eine Bemerkung des Wohlwollens angebracht wäre, die in der Fachwelt beanstandet werden dürfte: Die umfangreiche neue Bündner Geschichte wird auf ihrer ganzen Länge von keiner einzigen Fussnote unterbrochen. Wo die Erwähnung einer andern Stimme angebracht erscheint, wird sie «störungsfrei» in den Text eingefügt. Damit hat's sich: Der Leser, der sich näher informieren möchte, wird auf einen parallel zu Buchanlage hinten angefügten Anhang verwiesen, wo zum jeweiligen Kapitel die verwendete Literatur, abgesehen von einigen besonders

einprägsamen Texten, die im Wortlaut wiedergegeben werden, «pauschal» angeführt ist.

Womit es eigentlich an der Zeit wäre, von den formalen zu den inhaltlichen Vorzügen der Metzschen Geschichtsschreibung überzugehen. Nur: wo angesichts der Fülle des Stoffes beginnen? Sollen die in ihrem segensreichen Wirken ausgiebig gewürdigten Kulturträger besonders hervorgehoben werden, die — wie der später von den Ereignissen vertriebene und im Aargau zu Berühmtheit gelangte Heinrich Zschokke, der in seiner Bündner Zeit dem Lehrkörper des berühmten Instituts in Schloss Reichenau angehört hatte — einen bestimmenden Einfluss auf die den bevorzugten Kreisen angehörende Jugend ausgeübt hatten? Die Auseinandersetzung zwischen diesen «Patrioten» und den korrupten alten Machtträgern ist mit aller Härte und — was heute unvorstellbar scheint — unter Anrufung ausländischer Hilfe durchgeführt worden. — Aber es ist nicht etwa so gewesen, dass der Fortschritt allein in den Schulen beheimatet gewesen wäre, unter denen die gleich neben der fürstbischöflichen Residenz gelegene Churer Kantonsschule später eine führende Rolle spielte; ebenso sind von einzelnen Repräsentanten der adeligen Familien immer wieder bestimmende Initiativen ausgegangen. So steht der völligen Einsichtslosigkeit eines Grafen Johann von Salis-Soglio, der pure Interessenpolitik getrieben hat, ein Peter Conradin von Planta gegenüber, ein unabhängiger Geist der mächtigen Engadiner Familie. Obwohl gerade sie durch den Machtanspruch Napoleons und die daraus folgende Veltliner Konfiskation weitgehend verarmt war, hat sich P. C. von Planta bei der Beurteilung dieser Bündnerischen Schickalsfrage zur weitsichtigen Erkenntnis durchgerungen und öffentlich bekannt, dass das «scheinbar harte Schicksal die menschliche Einsicht an Weisheit übertroffen habe». Die Abtrennung des Veltlins, Clefens und Bormios von Bünden dürfte sich für die spätere Behauptung der Eidgenossenschaft in einer veränderten Umwelt als heilsam erwiesen haben.

Es mögen solche — für einen kurzgefassten Hinweis wohl unvermeidlicherweise — aus dem Zusammenhang der Historie herausgegriffenen Einzelheiten wenig besagen. Vielleicht ist die Hervorhebung des politischen Wirkens der drei Brüder von Planta, dem Metz ein eigenes Kapitel widmet, in jener Umbruchszeit aussagekräftiger: Mit einer Allgemeinbildung ausgestattet, die sie in der von ihrem Vater gegründeten philantropischen Anstalt zu Haldenstein erworben und auf ausländischen Hochschulen erweitert hatten, haben sie sich «rückhaltlos» dem Gemeinwesen zur Verfügung gestellt. Derartige Ergänzungen eines Geschichtsbildes, das gemeinhin von den Auseinandersetzungen zwischen der Österreicher- und der Franzosen-Partei geprägt gilt, können nicht leicht überschätzt werden, ja wären wohl gerade heute wieder mit grösserer innerer Verpflichtung zur Kenntnis zu nehmen. — Überhaupt, wenn davon schon die Rede ist: Jene Vergangenheit ist ungewollt voller Bezüge auf derzeitige «Kapitalsorgen». Wer beispielsweise bei Metz von den Quertreibereien vor bald 200 Jahren rund um den damaligen Bau der Strasse über den Bernhardin mit internationalen Verwicklungen geradezu kriminellen Ausmasses liest, der fühlt sich äusserst lebhaft an die heutigen Alpentransitprobleme erinnert...

Also im Grunde wenig Neues? — Das wäre ein Fehlschluss, der bündnerischer Eigenart zu wenig Rechnung trüge. Der bündnerische Anteil an der eidgenössischen Staatswerdung ist die ausgesprochene Orientierung des Bündners auf seine Gemeinde, die für ihn sozusagen den Staat repräsentierte und auch heute noch immer stärker als andernorts ist. Diese Besonderheit hat sich in der geschilderten kritischen Geschichtsepoche dadurch ausgezeichnet, dass die Regierung in Chur sehr im Unterschied zu andern Standesregierungen keinen weittragenden Entscheid treffen konnte, ohne dass die Volksmeinung zuvor in den Gerichtsgemeinden «gemehrt» und dadurch erst legitimiert worden wäre.

Und so gilt der Bündner immer noch als «Kirchturmpolitiker», als den ihn der erwähnte P. C. von Planta seinerzeit charakterisiert hat. Metz lässt diesen scharfsichtigen und mit scharfer Feder sich ausdrückenden Zeitkritiker in längeren «Einschaltungen» ausgiebig zu Worte kommen. Es würde verlocken, ihn ausgiebiger zu zitieren. Doch sei der Leser, der mehr wissen will, auf das Werk verwiesen, dessen Faszination darin liegt, dass es Geschichte wie eine Geschichte erzählt...

Arnold Fisch

[1] Peter Metz: «Geschichte des Kantons Graubünden», Band I, 1798—1848, Calven Verlag, Chur.

Das Original macht die besten Duplikate.

MINOLTA

Minolta Simul-Color-Kopierer von Messerli.

Generalvertretung für Minolta-Kopierer:

A. Messerli AG, Sägereistrasse 29,

8152 Glattbrugg, Tel. 01/829 11 11.

Messerli

BÜRO- UND INFORMATIONSTECHNIK.

Filialen in: Basel, Bern, Chur, Genf, Lausanne, Luzern, Manno-Lugano, Sion und St. Gallen.